

Zur heutigen Lage der Indianer in brasilianisch-Amazonien

Rudolf MOSER

Dieser Bericht beruht weitgehend auf Meldungen der brasilianischen Tagespresse. Es ist mir bewusst, dass diese oft ungenau sind; indem aber über dasselbe Ereignis meist mehrfach und in verschiedener Weise rapportiert wird, kann sich der mit Amazonien und den agierenden Personen – Häuptlingen, Indianisten, Beamten – einigermassen Vertraute ein der Wirklichkeit nahekommendes Bild der Vorgänge machen.

Die brasilianische Presse ist übrigens an allem, was sich in Amazonien ereignet, auch soweit es die Indianer betrifft, stark interessiert. Schon vor der politischen Oeffnung zu Beginn des Jahres 1979 kritisierte sie die dortigen Zustände offen, ohne auf diesem Gebiet unter Zensurmassnahmen gelitten zu haben. Was etwa im August 1978 in Lima passierte (dass eine Pressekonferenz von den Zeitungen totgeschwiegen wurde, vgl. Gerhard Baer, Zur heutigen Situation der Matsigenka und ihrer Nachbarn, «Indianer heute», Ethnologica Helvetica I Bern 1979 S. 37f., 49) ist für Brasilien kaum denkbar: Die Zeitungen würden sich auf die Aeusserungen gerade eines «gringo» über amazonische oder indianische Dinge stürzen!

Der nachfolgende Bericht beschränkt sich auf eine Skizze der gegenwärtigen Zustände im brasilianischen Amazonien.

Isolierte Gruppen

Es gibt in Amazonien immer noch Kämpfe zwischen indianischen Gruppen: Am 25. Juni 1978 berichtete der «Globo», eine Tageszeitung von Rio, über fünf Indios Zoró – ein Stamm von ungefähr 350 Angehörigen, der im nordwestlichen Mato Grosso siedelt, zur Tupi-Sprachgruppe gehört und erst 1977 kontaktiert worden war. Die fünf Zoró wurden von den Suruí, ihren Erbfeinden, aus dem Hinterhalt überfallen, drei davon starben. Die zwei Verletzten, ein Erwachsener und ein Kind, wurden vom Sertanisten José do Carmo Santana zum FUNAI-Posten Sete de Setembro verbracht, wo man ihnen die Bleikugeln aus dem Körper herausoperierte. Die Suruí besaßen also Schusswaffen.

Dass im Dschungel ein Kleinkrieg zwischen Indios und Gummisammlern (seringueiros), Mineraliensuchern (garimpeiros) und Holzfällern (madeireiros) herrscht, seit es solche gibt, ist keine Neuigkeit. Auf die Auseinandersetzungen zwischen den Indios und den Farmern (fazendeiros, posseiros) werde ich nachher zu sprechen kommen.

Besonders kriegerische Stämme waren die *Cintas-Largas* und die *Kreen-Akarore*; deren «Befriedung» (um das ominöse Wort zu gebrauchen) gelang erst vor wenigen Jahren. Epidemien rafften in der Folge die Mehrzahl dieser Indios dahin. Die restlichen Kreen-Akarore leben heute im Xingupark. Jahrzehntelangen Widerstand gegen die Zivilisation leisteten auch die *Waimiri-Atroari*; es gelang ihnen

bis vor kurzem, den Bau der Strasse von Venezuela über Roraima nach Manaus aufzuhalten. Noch Ende 1974 erschlugen sie, wie früher schon, eine amtliche Expedition, die zu ihnen Kontakt aufgenommen hatte.

Die *Wawanaviteri*, die gleichfalls nahe der Grenze zu Venezuela, beim höchsten Berg Brasiliens, dem Pico da Neblina (3014 m), hausen, waren schon in den Dreissigerjahren Schutzobjekt einer Salesianermision gewesen; diese Mission hatte sich dann zurückgezogen, und heute leben von den ursprünglich 500 noch 150 Indios, unter schwierigsten Umständen. Viele von ihnen sollen malarialkrank oder bereits gestorben sein. Es ist dies eine Untergruppe des in Roraima, Venezuela und Guiana beheimateten Yanomami-Volkes, das in Brasilien nach heutigen Angaben 6-8000 Angehörige zählt. Sie sollen jetzt geimpft werden (Projeto Yanomami), und neuestens ist die Einrichtung eines grossen Yanomami-Schutzparks geplant. Die Yanomami sind heute sehr gefährdet durch die Perimetral Norte, die Strasse, welche der Nordgrenze Brasiliens entlang verlaufen soll; sie ist erst zum Teil erstellt. Gleich wie beim Bau der weiter südlich verlaufenden Transamazônica ist eine grosse Zahl indianischer Gruppen aufgespürt und umgesiedelt – um nicht zu sagen: vertrieben worden; viel mehr Gruppen, als nötig gewesen wäre, ganz abgesehen davon, dass die Kolonisation längs der Transamazônica praktisch gescheitert ist und die Strasse selbst nur teilweise befahren werden kann. Die Fühlungnahme mit bisher isoliert

lebenden «Wilden» ist aber für den Indianisten, was das Prozessführen für den Advokaten und das Bauen für den Architekten oder Ingenieur: Selbstverwirklichung; faustisch treibt es ihn dazu, und er tut es, ohne auf das Endergebnis seines Tuns zu achten – beim Indianisten zumeist die Zerstörung des Stammesgefüges und vielfach sogar der Individuen selber infolge ansteckender Krankheiten.

Dessenungeachtet ging und geht auch nach dem Strassendurchbruch die Suche nach bisher unberührten Stämmen weiter; fast jeden Monat wird ein «Erfolg» gemeldet. Darüber folgende Neuigkeiten, wobei wir in der weitläufigen Geographie von brasilianisch-Amazonien vom äussersten Norden zum äussersten Westen, d.h. zur Dreiländerecke Brasilien-Kolumbien-Peru wechseln. Auf der kolumbischen, linken Seite des Marañon (Oberlaufs des Amazonas) liegt Letícia, südlich davon, am rechten Ufer des Stromes die brasilianische Siedlung Benjamin Constant. Dort mündet der brasilianisch-peruanische Grenzfluss Javari in den Marañon, und am Rio Quixito, dem Nebenfluss eines Nebenflusses des Javari, ist Sidney Possuelo, ein Indianist oder Sertanist der FUNAI (Fundação Nacional do Índio, staatlicher Indianerschutzdienst) am 11. April 1978 im tiefen Walde mit einer Menschengruppe in Berührung gekommen, deren Identität bisher nicht festgestellt werden konnte. Vermutlich handelte es sich um eine isoliert lebende Gruppe von *Mayoruna* vom Sprachstamm der Aruak, die vor 20/25 Jahren durch ein Massaker versprengt worden war; schon vor der jetzigen Begegnung war es mit Holzfällern zu einem (friedlichen) Kontakt gekommen. Für uns Kleidermenschen verblüffend ist, dass sich diese nur mit der üblichen Hüftschnur und wenig Schmuck angetanen Waldbewohner (*silvícolas*) vor allem für Knöpfe interessierten; sie hatten schon jenen *madeireiros* die (zur Arbeit abgelegten) Kleider entwendet, die Knöpfe entfernt und die Kleider selbst dann weggeworfen. Nun taten sie dasselbe mit den Kleidern der FUNAI-Equipe, und bei einem weiteren Kontakt zeigten sie sich viel mehr über die farbigen Knöpfe erfreut als über die Beile und Messer, die sie auch geschenkt bekamen. (Man kennt das Motiv dieser «Knopfsucht» nicht). Die Indios hatten *Zarabatanas* (Blasrohre) von 2,85 m Länge bei sich, nebst kleinen *Curare*-Giftpfeilen im Köcher.

In derselben Gegend, weiter südwärts von Ataláia do Norte, am Rio Ituí, war es schon 1977 zu Begegnungen mit einer andern Gruppe wildlebender Indianer, vielleicht ebenfalls *Mayoruna*, gekommen; diesmal ging es darum, dass die Indios Hunde haben wollten, die sie lautmalerisch *Uapá* nannten. Kein Werkzeug war ihnen so willkommen wie Hunde, kleine, grosse, die sie dann in den Armen und in Körben davontrugen. Die Indianisten mussten in den Dörfern Jagd auf *vira-latas* machen, wie man die «Scherenschleifer» in Brasilien heisst, weil sie die Abfallkübel umwerfen, um daraus Futter zu gewinnen.

Aber auch im Osten Brasiliens gibt es noch isolierte Stämme (oder Teile von solchen), so im Gliedstaat Maranhão südwestlich São Luís die *Guajá*, über deren Kontaktierung derselbe Sidney Possuelo in einem Heft der FUNAI-Zeitschrift *Revista de Atualidade Indígena* (März/April 1979) berichtet; diese Kontaktierung fand im Oktober 1978 statt. Ja, in derselben *Revista*-Nummer enthüllt Orlando Villas Bôas das von ihm und seinem Bruder Claudio bisher streng gehütete

Wissen um unberührte Stämme im Xingu-Indianerschutzpark (*Parque Indígena do Xingu*), der im geographischen Zentrum Brasiliens liegt. Es betrifft dies die *Agavotaguerra*, *Yaruma*, *Takuxirrái*, *Miarrá* und *Maritsauá*, über welche Einzelheiten berichtet werden, so über die erste Gruppe Folgendes:

Diese Indios werden von ihren Nachbarn, den (am Rio Culuene siedelnden) *Kuikuro* *Agavotaguerra* («fröhliche Leute») genannt, weil sie gelegentlich, meist abends, am Ufer des Flusses auftauchen und den *Kuikuro*-Frauen beim Baden zuschauen. Wenn dann diese Frauen der indianischen *Voyeurs* gewahr werden und zu schreien beginnen, so dass die *Kuikuro*-Männer mit Pfeil und Bogen herbeieilen, brechen die *Agavotaguerra* am jenseitigen Ufer in ein Gelächter aus und machen sich davon...

Orlando Villas Bôas fügte seinem Bericht den ersten Appell an die Kollegen bei, die fünf Gruppen weiterhin unberührt zu lassen, weil ihre Kontaktierung unnötig sei, zerstörend wirke und ein eigentliches Verbrechen darstelle. Er zog dabei wohl die Lehre aus dem Schicksal der *Kreen-Akarore*, welche ja, nachdem sie von den Villas Bôas pazifiziert worden waren, zu zwei Dritteln wegstarben.

Trotz und entgegen diesem Appell unterliess es Orlando nicht, den Lebensraum der fünf Gruppen auf einem *Kroki* (siehe nächste Seite) anzugeben, was einer künftigen Expedition zu ihnen den Weg weisen würde.

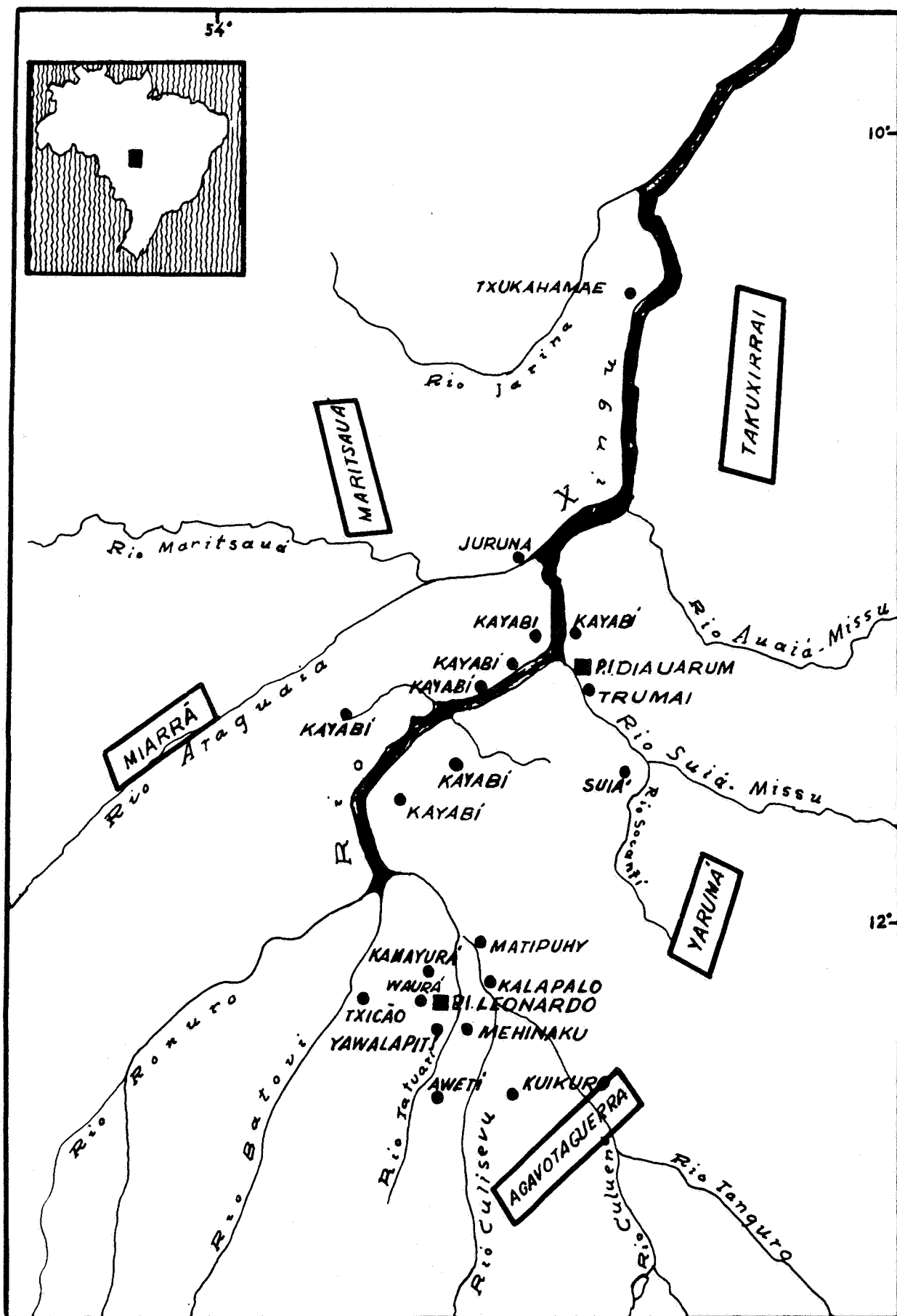
Meine anschliessenden Ausführungen werden sich nicht mehr auf Primitivgruppen beziehen, sondern auf indianische Gemeinschaften, welche mit der Zivilisation bereits in engerem Kontakt stehen.

Emanzipation

Grösstes Aufsehen erregte in Brasilien das Projekt der Regierung, die Indianer zu emanzipieren. Während des ganzen Jahres 1978, von Anfang Februar, als das Projekt angekündigt wurde, bis Ende Dezember, als es endlich zurückgezogen, d.h. von der Regierung Geisel aufgeschoben wurde, um es der kommenden Regierung *Figueiredo* vorzubehalten, die am 15. März 1979 antrat, beschäftigte die Emanzipation der Indios die Presse, ja sogar die breite Öffentlichkeit in hohem, immer steigendem Masse. Die Erregung erreichte ihren Höhepunkt im November mit Unterschriftensammlungen (sog. *abaixo-assinados*) und öffentlichen Protestversammlungen, beides eine Seltenheit (und Kühnheit) in einem vom Militär regierten Lande!

Treten wir näher auf die Emanzipationsfrage ein.

Gemäss Art. 6 Ziffer III des brasilianischen Zivilgesetzbuches sind die *silvícolas* (Waldbewohner, wie die Indios offiziell genannt werden – ursprünglich bevorzugten allerdings auch sie die Küsten, wurden aber von den Weissen im Laufe der Jahrhunderte immer tiefer in den Westen, d.h. in die Tropenwälder und Savannen verdrängt) nur beschränkt handlungsfähig, so wie die Minderjährigen. Sie stehen unter einer (durch die FUNAI) ausgeübten Vormundschaft, Tutel, welche nach Art. 6 Absatz 2 (§ único) in dem Masse entfällt, als sie sich an die Zivilisation anpassen. Diese Emanzipation ex lege ist schon in zahlreichen Fällen ganz automatisch, d.h. ohne irgendwelche Formalitäten, erfolgt: Der in die Städte abgewanderte Indio hat



sich einfach in die dortige Gesellschaft integriert, und es gibt sogar vereadores (Gemeinde-Abgeordnete), die ihr politisches Mandat von ihrer indianischen Gemeinschaft herleiten.

Das Indianerstatut (Gesetz 6001 vom 19. Dez. 1973) hat dann in Art. 9 eine individuelle Emanzipation durch den Richter eingeführt, welche ausgesprochen werden kann, wenn der Indio 21 Jahre alt und berufstätig ist, Portugiesisch spricht und die sog. nationalen Bräuche kennt, welche letztere Anforderung man treffend so kennzeichnet, dass er in die Tricks des modernen Lebens eingeweiht sei.

Diese richterliche Emanzipation blieb bisher toter Buchstabe, handelt es sich doch gegenüber der vernünftigen Regelung des Zivilgesetzbuches um eine überflüssige Bürokratisierung. Es ist kein einziger Fall solch richterlicher Emanzipation bekannt geworden.

Gegenstand des eingangs erwähnten Sturmes in der brasilianischen Öffentlichkeit war aber nicht die Emanzipation des einzelnen Waldbewohners, sondern diejenige ganzer Gruppen oder Stämme. Auch hierüber hat das Estatuto do Índio legisliert, in Art. 11, wo es heisst, dass der Präsident der Republik auf dem Wege eines Dekrets die Emanzipation einer indianischen Gemeinschaft vornehmen kann, falls die Mehrheit der Gruppe es verlangt. Voraussetzung ist, dass die Gruppe voll in die nationale Gemeinschaft integriert sei, was Absatz 2 (§ único) dahin definiert, dass die um die Emanzipation Nachsuchenden, d.h. jene Mehrheit der Gruppe oder des Stammes, jeder für sich, die Erfordernisse der individuellen Emanzipation erfüllen müssen.

Eine solche Kollektivemanzipation hat bisher gleichfalls nicht stattgefunden, das Statut blieb auch insofern ohne Wirkung. Das ist durchaus verständlich, weil ja kaum je die Hälfte eines Stammes aus Personen über 21 Jahren besteht und zudem auch bei vergleichsweise fortgeschrittener Integration oder Akkulturation einer Gruppe – etwa bei den *Kaingang* im Süden Brasiliens oder den *Xavante* im nördlichen Mato Grosso – ausser dem cacique (Häuptling) und dem pajé/ tuxáua (dem Schamanen) sowie einigen weiteren Männern niemand Portugiesisch spricht – die Frauen kaum je, oder gar die Zivilisationstricks kennt (zum Glück nicht!). Die Schöpfer des Indianerstatuts haben sich also bei Art. 11 keine weitreichenden Gedanken über die Realien gemacht – nicht weiter verwunderlich, ist es doch in Juristenhirnen gezeugt und am grünen Tisch geboren worden!

Ganz anders nun aber die Kollektivemanzipation, wie sie letztes Jahr durch Präsidialdekret geplant wurde und beinahe Rechtskraft erlangt hätte (obwohl das Indianerstatut die Emanzipation abschliessend regelte und für eine Ausführungsverordnung, besonders für eine darüber hinausgehende, gar keinen Raum liess, weshalb das Dekret zum vornherein gesetzwidrig gewesen wäre). Danach sollte, wie der Innenminister bekanntgab – der Text selbst blieb bis zum Schluss der Öffentlichkeit vorenthalten – die Emanzipation einer indianischen Gemeinschaft seitens der FUNAI beantragt werden können, wobei der Antrag durch zum Teil neu zu schaffende Organe und Kommissionen überprüft werden sollte. Angesichts des Umstandes, dass die FUNAI, obwohl formell eine Stiftung, dem Innenministerium und damit der Regierung unterstellt ist, war aber mit Sicherheit vorzusehen, dass jeder solche Antrag gutgeheissen, d.h. die Emanzipation dekretiert würde –

dies ohne jede Befragung der zu emanzipierenden Gruppe!

Hiegegen erhob sich ein Sturm der Entrüstung bei Indianisten, Ethnologen, Soziologen und privaten Organisationen (worauf ich nachher zurückkommen werde), und das Ministerium sah sich denn auch gezwungen, in einer neuen Verlautbarung mitzuteilen, dass dieses Antragsrecht der FUNAI gestrichen werde; es verbleibe allein das Antragsrecht des Stammes selbst (wie wir, vereinfacht, die Gruppe oder Gemeinschaft hier bezeichnen wollen), und ein solcher Antrag werde sogar an ein 2/3-Quorum gebunden.

Wie irreführend diese als Beruhigungsspiel geplante Erklärung des Innenministers war, ergab sich erst im Laufe des Jahres: Die 2/3 der die Emanzipation verlangenden Mitglieder eines Stammes sollten nämlich von der Zahl der individuell emanzipierbaren Angehörigen (d.h. 21 Jahre alten, Portugiesisch sprechenden etc.) berechnet werden, während das Indianerstatut klar verlangt, dass alle «requerentes», d.h. eben die Hälfte des ganzen Stammes plus einer, diese Voraussetzungen erfüllt. Der Unterschied ist gross: Wenn dies etwa auf nur drei, vier, fünf Indios zutrifft, wie es häufig vorkommt (ich wies bereits darauf hin) so würde der Emanzipationswunsch von zweien oder dreien genügen, um den ganzen Stamm, vielleicht 100, 200, 300 Menschen dieses «Glückes» teilhaftig werden zu lassen, obwohl nach Statut 50, 100, 150 (+ 1) zustimmen und emanzipierbar sein müssten. Ein regelrechter Zivilisationstrick, auf welchen die Indios natürlich nicht aufmerksam wurden.

Nun kann man finden, die Emanzipation sei etwas Wünschenswertes und fragen, warum sollen sich denn die Indios nicht emanzipieren lassen? Sie würden ja dadurch mündig, selbständig, könnten frei und unbehindert intertribale Zusammenkünfte veranstalten, zu Indianerkonferenzen (wie in Genf), zu katholischen Bischofskonferenzen (wie in Pueblo) reisen, in der Stadt Jagdgewehre und Munition kaufen u.s.w., was alles die FUNAI ihnen verbot oder doch einzuschränken trachtete und trachtet. Die Konvention 107 der Internationalen Arbeitsorganisation, Resolutionen der UNO und anderer Gremien befürworten ja die Integration der indianischen Minderheiten, und die Emanzipation wäre ein grosser Schritt in dieser Richtung.

Wir kommen hier zu einem ganz wesentlichen Punkt der Indianerfrage, nämlich dazu festzuhalten, dass die Indianer (wie übrigens jede noch kohärente ethnische Minderheit, jede echte «ethnie», vor allem sie selbst, eben Indianer bleiben wollen: «Les Indiens veulent avant tout rester des Indiens» (so René Furst in «Indianer heute», *Ethnologica Helvetica* I Bern 1979 S. 7f.). Dasselbe haben mir alle Stammeshäuptlinge und andern Stammesangehörigen in Amazonien gesagt, die ich, soweit sie Portugiesisch verstanden, darüber befragte: Tacumá und Tubulé von den Kamaiurá, Kanato und sein Sohn Aritana von den Iaualapiti, der Trumai Amati (obwohl mit der Zivilisation vertraut), Kuiuci von den Suiá, Raoni von den Txukarramäe (mit seinem botoque in der Unterlippe); und auch, wenn ein Dolmetscher mitwirken musste, wie Fritz Tolsdorf bei den Nhambiquara, oder der (sehr freihetlich gesinnte) Pater Giovanni Saffirio bei den Yanomami, ergab sich ein dahingehender bewusster oder unterbewusster Wille zur Wahrung der eigenen Identität. Ja, auch bei halbzivilisierten Stämmen wie den Karajá oder den Bororo und den Xavante konnte ich noch diesen (schon durch Trauer

überschatteten) Wunsch der Rückkehr zu sich selbst fühlen, welche Sehnsucht umso stärker war, je mehr die Menschen unter zivilisatorischem Druck standen.

René Fuerst lehnt deshalb (im genannten Aufsatz, S. 15) die Integration als solche ab, und in der von ihm (a.a.O. S. 25f.) wiedergegebenen Botschaft brasilianischer Indianer, vom 19. April 1977, betonen diese selbst, dass nur eine Integration oder Emanzipation im Rahmen ihrer eigenen Gesellschaftsordnung, d.h. unter Wahrung ihrer Stammeskultur für sie in Frage komme. Das ist der springende Punkt, und wie sehr die vom brasilianischen Innenministerium 1978 geplante Emanzipation gegen diese Grundvoraussetzung verstossen hätte – die übrigens in Art. 1 des Indianerstatuts garantiert ist –, möchte ich im weiteren kurz darlegen.

Gleichzeitig mit der Emanzipation sollte eine Landverteilung vorgenommen werden, wie der Innenminister bekanntgab. Jeder emanzipierte Indio sollte ein Stück des von seinem Stamm bisher benutzten Bodens zu eigen erhalten. Eine solche Verteilung und Aufspaltung hätte nicht nur gegen Art. 4 Ziffer IV der Verfassung von 1969 verstossen, wonach das von den *silvícolas* besessene Land Bundesterritorium darstellt (und worüber kaum durch blosses Dekret verfügt werden kann), sondern auch gegen Art. 198, wonach ihnen der dauernde Besitz und die Nutzung dieser selben Territorien zugesichert ist. Mit der Aufteilung des Bodens einer indianischen Gemeinschaft würde unweigerlich und unvermeidlich auch die Gemeinschaft selbst aufgelöst, ja es gibt kein sichereres Mittel zur Sprengung einer Gruppe als der Entzug ihres Grundbesitzes, stellt dieser doch ihre geistig-seelische, soziale und ökonomische Basis dar; die indianische Wirtschaft ist Kollektivwirtschaft, die Produktionsmittel stehen allen Gliedern zu gesamter Hand zu. Jagen, Fischen, Pflanzen werden genossenschaftlich betrieben. Der auf sich allein gestellte Indio ist entwurzelt und verloren und würde seinen Eigenbesitz innert kürzester Frist an den nächsten *Caboclo* oder *Caraíba* (Weissen) veräussern, für eine lächerliche Gegenleistung, etwa eine Flasche *cachaça*, einen Transistorradio oder, wenn es hoch kommt, für eine alte Flinte, ist er doch, der einzelne Indio, so leichtsinnig und beeinflussbar wie ein King.

Als dies, im choris, dem Emanzipationsprojekt entgegengehalten wurde, beeilte sich Rangel Reis, der Innenminister, unter Assistenz des FUNAI-Chefs General Ismarth de Araújo Oliveira, zu versichern, dass im Dekret die Unveräusserbarkeit und Unbelastbarkeit der indianischen *lotes* (Parzellen) auf zehn Jahre festgelegt werde. Aber auch damit wäre der Zerstörung der Stammesgemeinschaften und der Marginalisierung ihrer Angehörigen kein Riegel geschoben worden, weil ja die Ueberlassung der Parzellen an Dritte auch rein faktisch geschehen kann. Grosse Teile der brasilianischen Bevölkerung, namentlich Amazoniens, stehen ohnehin jenseits aller Paragraphen, man werfe nur einen Blick auf die Vorgänge etwa im Aripuanã-Indianerschutzgebiet (im westlichen Mato Grosso), wo zwischen *colonos* (Kolonisten), *posseiros* (Landbesetzern) und *fazendeiros* (Grossfarmern) ein Krieg aller gegen alle herrscht.

Dort herrscht eine wilde Kolonisation, die dem INCRA (Instituto Nacional de Colonização e Reforma Agrária) längst aus den Händen glitt. Vom immer mehr fortschreitenden Strassenbau gefördert, findet eine Invasion von täglich Hunderten gestran-

deter Existenzen statt, die mit Kind und Kegel in der Hoffnung eintreffen, sich als Siedler und Pflanzler ein neues Leben aufbauen zu können. Diese Hoffnung wird aber meist enttäuscht, weil der Boden, den sie in Besitz nehmen, schon an andere veräussert worden ist – oder sie werden auch unabhängig von einem solchen berechtigten oder unberechtigten Vorbesitz wieder vertrieben. Entscheidend ist nicht der Erwerbstitel (legal von der INCRA ausgestellt, illegal von Spekulanten, sog. *grileiros*), sondern wer der Stärkere ist, und der Indio, dem das Land von rechts wegen zukäme, ist zum vornherein der Benachteiligte, Geprellte.

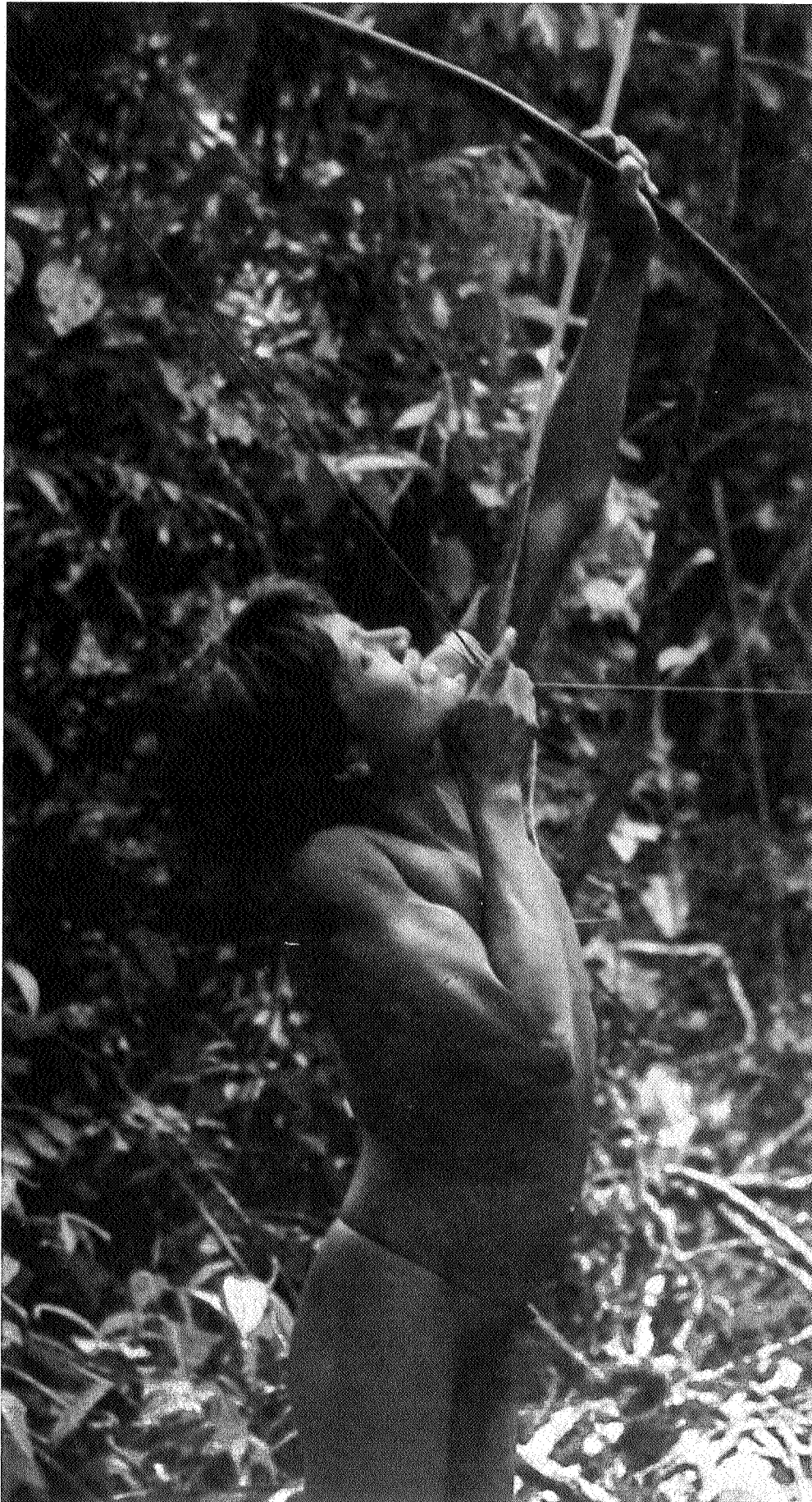
Das Emanzipationsprojekt enthüllte sich so, allgemeiner Meinung nach, als Machenschaft landgieriger Exponenten der Wirtschaft, deren Expansion heute im mittleren Westen Brasiliens und Amazoniens auf die Indianerschutzzonen stösst, weshalb versucht wird, diese schwächste Bevölkerungsgruppe aufzulösen und zu vertreiben – mit dem Begleiterfolg, sich der Indios als billiger Arbeitskräfte bemächtigen zu können –, Ethnozid im Gewande der Emanzipation. Nachdem der direkte Angriff auf die lästige Urbevölkerung unter dem Titel der Integration gescheitert war – Minister Reis hatte vorausgesagt, dass es innert zwanzig Jahren keine Indianer mehr geben werde, was auch schon einen Entrüstungssturm ausgelöst hatte –, versuchte man nun, das Ziel auf getarntem Wege, über ihr angebliches Wohl zu erreichen, indem ihnen zur rechtlichen Selbständigkeit verholfen werde, etc.

Dazu einige Äusserungen in der brasilianischen Presse: Der CIMI (Conselho Indigenista Missionário, Missionsrat der katholischen Kirche) verglich die Emanzipation der Indianer mit der Aufhebung der Sklaverei (1888), welche ja, wie man weiss, die Schwarzen damals der grössten Not preisgab. Die Regierung sei (via FUNAI) den Indios ein Vormund, welcher ihr Vermögen verschleudere, die Emanzipation erfülle die Tatbestände des Ethnocids und des Genocids, sie versetze diesem Volk den Todesstoss. Es enthülle sich darin auch eine rassistische Mentalität: Missachtung der indianischen Minderheit, Herrschaft der Weissen.

Andererseits befürwortete ein Vertreter des brasilianischen Anwaltsverbandes (Gervásio Leite) die Kollektivemanzipation, weil man doch den Indio seinem von der FUNAI mitverschuldeten Elend entziehen müsse! Unbelastet von ethnosozialen Bedenken, zog der Jurist die Konsequenz, dass damit der Indianer zivil- und strafrechtlich verantwortlich werde.

Gerade darin erblickten andere Kritiker des Projektes eine Nebenabsicht der Regierung, die Absicht nämlich, die Indios (wie etwa den *Xavante* Mário Juruna, der den Behörden in Brasília aufsassig wurde) gesetzlich erfassen und sie damit jeder Verteidigung ihrer Rechte entblössen zu können. Man äusserte auch den Verdacht, die Behörden wollten mit dem Dekret von der Nichteinhaltung des Endtermins für die Demarkation der indianischen Reservate – darüber nachher – ablenken. Hauptbeschwerdegrund der Opposition war und blieb aber die akute Gefahr einer Vernichtung der noch bestehenden indianischen Gemeinschaften; zählten diese um 1900 noch rund eine Million Angehörige, so heute nur noch etwa 100 000.

Mit Erklärungen scharfer bis schärfster Formulierung traten an die Öffentlichkeit die Indianisten Cláudio, Orlando und Alvaro Villas Bôas, die Ethnologen Darcy Ribeiro (gegen den der Innen-



Yanomami-Mann mit
Bogen und Pfeil



Yanomami-Mutter und Kind
in der Hängematte



minister einen Ehrverletzungsprozess einleitete), Julio César Melatti, Carmen Junqueira und andere. Von den Amerikanisten Frankreichs und nordamerikanischen Ethnologen trafen Protestschreiben und -telegramme ein.

Vor dieser Front einhelliger Ablehnung wich die Regierung, wie eingangs erwähnt, zurück. Sitzungen mit den Ethnologen, von diesen boykottiert, wurden aufgeschoben. Das Ministerium gab die Erklärung ab, es handle sich um einen blossen Ausführungserlass zum Indianerstatut (was nicht zutraf), und eine Emanzipation sei bis auf weiteres gar nicht konkret geplant. Schliesslich wurde der Entwurf archiviert und der kommenden neuen Regierung anheimgestellt. Minister Reis liess am 20. Dezember sagen, Idee und Initiative zum Projekt seien von der Präsidentschaft ausgegangen – womit allerdings die nichtindianische Motivation greifbar geworden war.

Der neue FUNAI-Präsident, Adhemar Ribeiro da Silva, erklärte, dass in seiner Amtszeit das Eman-

zipationsprojekt nicht weiterverfolgt werde, denn seiner Ansicht nach kannten die Indios die Zivilisation viel zu wenig, um für sie zu optieren. Damit ist diese Gefahr bis auf weiteres gebannt.

FUNAI

Welche Rolle spielte die FUNAI (Fundação Nacional do Índio) in der Emanzipationsfrage? Sie befand sich zwischen Hammer und Amboss. Ihr Präsident, General Ismarth, sah zweifellos die Problematik der Sache ein; er hatte früher, 1975, gegen den Plan seines Chefs, des Innenministers Rangel Reis, die Indianer alle so rasch als möglich zu integrieren, opponiert und hatte damals den Abbruch der Übung erreicht. Nun aber, bei der Emanzipation, handelte es sich um einen gesetzgeberischen Vorstoss, hinter dem offenbar bestorganisierte Interessengruppen standen, und so musste er, jedenfalls pro forma, mitmachen. Dass

es ihm dabei nicht geheuer war, konnte man den Interviews mit ihm entnehmen.

General Ismarth hatte mit seiner gesamten Amtsführung nicht viel Erfolg, guter Wille und Ehrlichkeit können ihm aber nicht abgesprochen werden. Ich lernte ihn persönlich kennen, wie auch seinen Vorgänger, General Bandeira de Mello. Dieser entpuppte sich nachträglich als ein Verderber der Indios, als welchen ihn die Presse wiederholt schon gebrandmarkt hat, ohne dass auch nur ein Protest seinerseits dagegen erfolgt wäre. Berüchtigt ist sein Verhalten gegenüber den *Nhambiquara*. Im vollen Bewusstsein des Umstandes, dass dieses von Claude Lévi-Strauss («Tristes Tropiques») her bekannte Volk im Einzugsgebiet des Guaporé, d.h. im westlichen Mato Grosso und in Rondônia siedelnde, stellte er sog. *certidões negativas* zugunsten von *empresas agro-pecuárias* (Vieh-Grossfarmen) aus, an denen er selbst beteiligt war! Es sind dies Erklärungen der FUNAI als Indianerschutzbehörde, wonach ein Territorium indianerfrei ist, was wegen der Verfassungsgarantie (von der ich schon sprach) Voraussetzung für die landwirtschaftliche Nutzung oder die Kommerzialisierung des Bodens ist. Um seine Zeugnisse halbwegs zu bewahrheiten, gab Bandeira de Mello dem Sertanisten Tolsdorf den Auftrag, die *Nhambiquara* ins Gebiet nördlich der Strasse Cuiabá – Pôrto Velho zu dislozieren. Bei dieser sehr heiklen Aktion (für die ich gutgläubig 1972 in der Schweiz eine kleine Geldsammlung veranstaltete – die FUNAI stellte Tolsdorf nicht einmal einen Jeep zur Verfügung) – starben etliche Indios an Malaria und Grippe, und sie endete mit einem Misserfolg, weil das neue Siedlungsgebiet kaum Wild und Fisch darbot und wenig fruchtbar war. General Ismarth hat die Umsiedlung dann teilweise rückgängig gemacht, doch ist das Dasein der restlichen *Nhambiquara* in ihrem Stammgebiet heute äusserst prekär, weil sie jetzt auf engstem Raum zwischen Grossfarmen zusammengepfercht und allem Zivilisationsverderb ausgesetzt sind. Die dortigen amerikanischen Missionare, selber in luftgekühlten, moskitogeschützten Bungalows wohnend, kümmern sich um die Gesundheit ihrer Schützlinge nur wenig, jedenfalls entdeckte damals Schwester Rachel Steingruber, als ich sie begleitete, in den Winkeln der *malocas* Lungenkranke ohne jede Pflege.

Neuerdings klagte der Missionsrat der katholischen Kirche (CIMI) öffentlich einen Schweizer namens Max Mosmann an, der als Verwalter der Fazenda Vale do Guaporé S.A. verboten habe, dass in der Krankenstation der Farm benachbarte *Nhambiquara*-Indios behandelt würden! «Fastenopfer», das Hilfswerk der Schweizer Katholiken, Luzern, bewilligte 1978 einen ersten Betrag von Fr. 15 000,– zur Errichtung einer solchen Station beim genannten Stamm, auf meine Anregung und durch Vermittlung von Herrn lic. oec. Edgar von Buettner, St. Gallen, hin.

Zurück zur FUNAI. Eine ihrer Hauptaufgaben ist die Demarkierung der indianischen Territorien. Bis Ende Dezember 1978 sollen vermessen bzw. im Gelände festgelegt worden sein: zwei der fünf Parks (Xingu und Tumucumaque (letzterer, an der Grenze zu Surinam gelegen, scheint allerdings nicht zu funktionieren), 11 von 17 Reservaten, drei der vier landwirtschaftlichen Kolonien und 69 der 167 Indianerschutzposten; der CIMI, als «Opposition», hält indessen dafür, dass weniger als ein Drittel der Reservate markiert sei.

Die von der FUNAI heute als markiert angegebene Gesamtfläche von circa 150 000 km² erscheint als zu hoch gegriffen.

Gemäss Art. 65 des Indianerstatuts hätte die Markierung binnen fünf Jahren, d.h. bis zum 19. Dez. 1978 durchgeführt sein sollen. Die Festlegung der Schutzgebiete ist von grösster Wichtigkeit, würde doch dadurch die Invasion durch weisse Siedler und Mischlinge (*caboclos*) verhindert oder doch gebremst. Die FUNAI führt die Verzögerung hauptsächlich auf den Mangel finanzieller Mittel zurück; dem wird entgegengehalten, dass die Gelder grösstenteils durch die kopflastige Bürokratie in Brasília, Rio de Janeiro und andern Städten aufgezehrt werden. Dass diese Kritik weitgehend begründet ist, kann jeder bezeugen, der je mit der Indianerschutzbehörde zu tun hatte. Eine Grosszahl von Institutionen, Aemtern, Kommissionen, Beratungsorganen, leitendem und untergeordnetem Personal sucht vor allem die eigene Existenz zu rechtfertigen, und auf den Aussenposten fehlt es am nötigsten Personal und Material.

Oft stösst die Markierung der Reservate auf den Widerstand von Klein- und Gross-Siedlern, so diejenige des *Bororo*-Reservates westlich Barra do Garças am Rio Araguaia. Am 15. Juli 1976 tötete eine Gruppe von *Fazendeiros* im Verlaufe der von ihnen provozierten Auseinandersetzung über die Markierung den Salesianermisionar Rudolf Lunkenbein. Der Hauptschuldige, genannt «João Mineiro», wurde zwar in eine Art Haft genommen, Ende März 1979 aber freigesprochen, nach einem vom Richter höchst willkürlich geführten Prozess, in dessen Verlauf die beiden FUNAI-Anwälte z.B. vergeblich versucht hatten, indianische Zeugen vorladen zu lassen. Zwischen Indianern einerseits, Farmern und Bevölkerung andererseits klafft leider auch im sonst toleranten Brasilien vielenorts ein Abgrund des Unverständnisses, des Hasses und der Interessen. Im Recht ist immer und ausnahmslos die indianische Urbevölkerung, auch wenn ihre Reaktionen unbedacht und gewalttätig sind. Es ist die Abwehr, die Notwehr des verfolgten Wildes. In Meruri waren übrigens die Farmer gewalttätig, nicht die Indios (die von den Salesianern ja schon längst auf die Stufe zahmer Schafe herabgezogen worden waren; ich habe Meruri vor Jahren besucht: an die Stelle ihrer höchst entwickelten Dorfgorganisation waren kleine Steinhäuser getreten...).

Zu Konflikten zwischen Indios und Invasoren kam es in den vergangenen Jahren verschiedentlich auch anderswo, so 1978 im Südwesten des Staates Paraná zwischen den Stämmen *Kaingang* und *Guarani* und Kleinsiedlern. Rund 1400 Indios, obwohl sog. Hosenindianer, d.h. bekleidet und in vorgerücktem Assimilationszustand, schmückten sich nach altem Kriegeritus, bemalten und bewaffneten sich mit Pfeil und Bogen, Flinten und Revolvern und drohten so, die etwa 500 Familien von «posseiros» zu vertreiben, die seit 30 Jahren eingeдрungen waren, im Laufe der Zeit bis zu vier Fünfteln des etwa 170 km² grossen Reservats besetzt hielten und fast den gesamten Wald kostbarer Pinien und Araukarien umgelegt hatten.

Die Funktionäre des FUNAI-Postens nahmen mit Hilfe der Bundespolizei die Entwaffnung sowohl der Indios als auch der weissen Siedler vor und zwangen letztere zum Abzug. Diese kampierten dann auf den Plätzen der umliegenden Städte; einzelne kehrten später in die Reservate zurück, andere wurden nach Rio Grande do Sul und ins Mato Grosso umgesiedelt.

Aehnlich erfolgreich in der Verteidigung ihrer territorialen Rechte scheinen gegenwärtig die *Xavante* zu sein, die schon wiederholt mit Krieg gedroht haben, falls die FUNAI ihr Versprechen, die weissen Eindringlinge zu vertreiben, nicht halte. Apoena Meireles hat sie im Auftrag der FUNAI jeweils wieder besänftigt. Er ist der Sohn des Indianisten Francisco Meireles, bei den *Xavante* geboren und erhielt den Namen ihres grossen cacique, der kürzlich, über 100jährig, verstarb. Apoena ist gegenwärtig Leiter des Xingu-Parkes, also Nachfolger der Villas Bôas, und wohl der beste Indianist, über den die FUNAI heute verfügt, ein wahrer Freund der Indios und jeder raschen Integration abhold.

So ist dem FUNAI-Präsidenten im Februar 1979 eine Friedenskeule (*borduna de paz*) überreicht worden, nachdem noch im Januar höchste Spannung geherrscht hatte. Die Indios vertrauen eben immer wieder in die Zusicherungen der Behörde, um, wenn deren Aktionen gegen die Invasoren ausbleiben, erneut aggressiv zu werden – wobei sie dann nicht gerade die Siedler, wohl aber deren Vieh töten und ihre Häuser anzünden, oder auch eine Sägerei, die in indianischem Gebiet installiert werden soll (wie unlängst geschehen). Streit mottet zur Zeit vor allem um die *Xavante*-Reservate Coto de Magalhães und Pimentel Barbosa, an den gleichnamigen Quellflüssen des Xingu resp. Araguaia gelegen, und der offene Ausbruch von Feindseligkeiten ist früher oder später zu erwarten, denn die FUNAI verfügt nicht über die Mittel zur Vertreibung der Farmer bzw. zu ihrer Entschädigung dort, wo eine Expropriation angebracht wäre, ganz abgesehen von der jahre- oder jahrzehntelangen Dauer von Prozessen darüber. Umso falscher und gefährlicher ist es, dass sie den Indios, die das natürlich nicht begreifen, immer wieder Versprechungen macht. Neueste Nachrichten von der *Xavante*-«Front» lauten wieder sehr alarmierend.

Dieses Volk ist wohl im Gebiet von Grossamazonien der am meisten entwickelte Stamm, heute auf der Schwelle zur Agrarproduktion für den Markt, dem es gelungen ist, seine Kultur, wenigstens zum Teil, zu bewahren, dies trotz der jahrzehntelangen Herrschaft des Don Bosco, d.h. der Salesianer-Mission. (Als ich 1970 São Marcos besuchte, mussten die jungen Indianer gerade eine italienische Operette einstudieren!) Besonders profiliert hat sich in jüngster Zeit Mário Juruna, Chef einer (nicht-missionarischen) *Xavante*-Siedlung. Er ist über die Massenmedien in ganz Brasilien bekannt (und beliebt) geworden dank seinen unerschrockenen Vorstössen in Brasília. Nicht mit Pfeil und Bogen, wohl aber mit einem Kassettenrecorder bewaffnet, suchte und sucht er FUNAI-Funktionäre, deren Präsidenten, die Innenminister (Reis, jetzt Andreazza) auf, wurde auch von ihnen empfangen – nicht so von den Präsidenten der Republik (Geisel, jetzt Figueiredo), und übt ungeniert Kritik an den Indianerbehörden und an der Zivilisation im allgemeinen, der er den Spiegel des reinen und einfachen Indianerdaseins entgegenhält. Er hält seinen Gesprächspartnern anhand der Kassetten, ihre früheren Aussagen vor und blamiert sie angesichts ihres Versagens. Ja, er produziert Dokumente (so Zertifikate des Generals Bandeira de Mello, welcher ja nicht nur die Nhambiquara, sondern auch die *Xavante* verriet), und er denunziert Korruptionsfälle, wie denjenigen eines und einer Angestellten der FUNAI, die sich bei der Erweiterung des Xinguparkes im Süden (zwecks Kompensation seiner

Beschneidung im Norden) mit 30 % des Landwertes einer Fazenda hatten bestechen lassen, als es darum ging, jene Fazenda von der Einbeziehung ins Reservat auszunehmen. Die FUNAI hat dies zwar im März 1979 offiziell bestritten, der schwedische Unterhändler des Farmers bestätigte aber die unredlichen Vorschläge der beiden Funktionäre, die hinter dem Rücken des Generals gemacht worden waren. Bei einem Besuch Mário Jurunas am Sitz der FUNAI soll es beinahe zu Tötlichkeiten zwischen ihm und den von ihm Beschuldigten gekommen sein!

Andere *Xavante*-Besuche in Brasília hatten zum Zweck, auf die Neubesetzung der FUNAI-Aemter und von dessen Präsidium aus Anlass des Regierungswechsels 1979 Einfluss zu nehmen; in ihrer «zugriffigen» Art eigneten sich die Indios gar ein Aktenbündel an, was den neuen Chef, Ingenieur Adhemar Ribeiro da Silva veranlasste, als Regel für die Zukunft aufzustellen, das er die Indios besuchen solle, nicht sie ihn.

Hauptanliegen der *Xavante*, wie überhaupt der Indios an der Zivilisationsfront ist die Markierung ihrer Reservate, als Basis des behördlichen Schutzes vor Invasoren; ich sagte es schon. Am 19. Dez. 1978, dem Datum des Ablaufs jener Fünfjahresfrist, überreichten 23 Stammeschefs Präsident Geisel in Brasília resp. seinem Adjunkten folgenden Text:

«Herr Präsident, Da die Frist zur Markierung der indianischen Territorien jetzt abgelaufen ist – und sofern die hiefür zuständige FUNAI diese Markierung nicht (unverzüglich) vornimmt, beanspruchen unsere Gemeinschaften das Recht, selbständig unsere Gebiete zu verteidigen und Eindringlinge daraus zu vertreiben» – gemeint ist: wenn nötig mit Gewalt.

Man sieht, auch die Amazonasindianer beginnen, ihrer Regierung gegenüber aufzutreten und Forderungen zu stellen. Sie sind auch im Begriff, sich zu diesem Zweck zu organisieren, angeleitet dazu von den Gebrüder Villas Bôas sowie vom CIMI, dem katholischen Missionsrat, mehr und mehr auch unter eigener Führung, vor allem durch die *Xavante*-Chefs.

Noch zur Zeit der Gebrüder Villas Bôas haben im Xingupark Versammlungen von caciques stattgefunden. Im Mai 1978 trafen sich 80 Vertreter von 17 Stammesgruppen resp. von circa 20 000 Stammesangehörigen in der *Xavantesiedlung* São Marcos. Sie protestierten dagegen, dass alle sie betreffenden Angelegenheiten ohne jede Mitwirkung ihrerseits selbstherrlich in Brasília erörtert und entschieden werden.

Der vorerwähnte Mário Juruna schlägt die Bildung einer Indianer-Konföderation vor (*Federação dos Indios brasileiros*), welcher Vertreter aller Gruppen angehören würden und die die FUNAI zu kontrollieren hätte, ja sie mit der Zeit ersetzen würde. Ausführendes Organ wäre ein Indianerrat (*Comissão do Indio* oder *Conselho Indigenista*). Juruna denkt auch an Kontakte mit der UNO – wie sie übrigens indirekt schon durch die Erklärung einer Anzahl Stämme zuhanden der Konferenz in Genf erfolgt ist, wiedergegeben in der Zeitung *O Estado de São Paulo* und übersetzt von René Fuerst in «Indianer heute» (*Ethnologica Helvetica* I Bern 1979 S.25f.).

Missionen

Im Zusammenhang mit dieser *wirklichen* Emanzipation – nicht einer von aussen aufgezwungenen,



sondern einem Unabhängigwerden im Bewusstsein des eigenen Wertes und Willens und der eigenen Kraft – ist es angebracht, kurz auf die Rolle der christlichen Mission in diesem Prozess hinzuweisen. Die Mission beider Konfessionen hat sich in der Vergangenheit an der Urbevölkerung schwer schuldig gemacht, indem sie den Körper des Waldbewohners vernachlässigte, seinen Geist vergiftete und seine Seele vergewaltigte. Ich habe schon 1970 (Tages-Anzeiger-Magazin vom 3. Okt. 1970 S.13) u. a. auf eine Broschüre der Diamantino-Jesuiten-Mission Bezug genommen, worin zu lesen war, wie man dort einem siebenjährigen (!) Nhambiquara-Kind beibrachte (oder beizubringen versuchte), dass es mit der Erbsünde belastet sei! Dabei ist es doch so, dass der Indianer, solange er Indianer ist, die christliche Lehre nie verstehen wird; er kennt weder einen belohnenden Gott, noch einen strafenden Teufel. Glücklicherweise und auch grausam lebt er in voller Übereinstimmung mit der Natur, mit seinen Stammesheroen und Ahnengeistern, ohne Moral und ohne Sünde, in seiner magischen Welt. Ihn daraus herauszureissen, ohne vollwertigen, ihm verständlichen Ersatz zu bieten, bedeutet ein Verbrechen (vgl. mein Gespräch mit «Berichte zur Entwicklung in Spanien, Portugal und Lateinamerika», München, Heft 1 1975 S.10f., 16). Die Mission hat im psychischen Bereich so viel Unheil angerichtet wie andere im physischen (so der Urwaldarzt Theodor Binder in Pucallpa/Peru).

Zu dieser Einsicht, die von sozusagen allen Indianisten und Ethnologen geteilt wird und der sich seit den Sechzigerjahren auch der brasilianische

Indianerschutz angeschlossen hat, ist neuerdings die Mission selbst gelangt, jedenfalls die katholische oder doch massgebliche Organe in ihr. (Dass es immer schon Ausnahmen von menschlich aufgeklärten Missionaren gab und dass die Mission an sich in verschiedener Hinsicht auch nützlich war, sei nicht verschwiegen). Ich zitiere aus der Presse den Bericht über die Verhandlungen des schon mehrfach genannten Missionsorgans CIMI vom Mai 1978 in Meruri (gleichzeitig mit der Zusammenkunft von Indioführern im nahe gelegenen São Marcos):

«Davon ausgehend, dass es ein Irrtum war, die eigenen starren Glaubensinhalte einem fremden Volke aufzudrängen, beschliessen die versammelten 35 Missionare, künftig jedem Paternalismus abzusagen und die indianische Kultur zu respektieren». – Tatsächlich ist das Internat von Meruri, das 80 Jahre lang wie eine Zwangsanstalt funktioniert hatte, aufgehoben und der zugehörige Landwirtschaftsbetrieb samt Inventar und Geldmitteln den Bororo übergeben worden.

Im November 1978 erklärte sodann der CIMI in Goiânia feierlich seine Solidarität mit den indianischen Völkern, «die seit vier Jahrhunderten jede Art von Demütigung, Verfolgung und Ausrottung über sich ergehen lassen mussten und noch müssen». Zu hoffen bleibt, dass dieser neue Geist anhält und auch diejenigen Teile der katholischen Kirche erfasst, die der Neuorientierung des CIMI noch fernstehen. Wünschbar wäre, dass endlich die christliche Öffentlichkeit überhaupt Kenntnis nähme von der Falschorientierung der traditionellen Indianermission. Wüsste der fromme



Auf der Strasse
der «Integration»:
Yanomami-Familie

Im Gewand des Fortschritts:
Yanomami-Mädchen



Spender in Europa und Nordamerika, wie sehr sein Scherflein bisher nur den Erfolg hatte, unschuldige Menschen der Natur zu entziehen, zu entwurzeln und damit der Verderbnis auszuliefern, er würde keinen Centavo mehr zur Mission beisteuern!

Waren die Beziehungen zwischen CIMI und FUNAI unter der Amtsführung von General Ismarth, d.h. bis zum Frühjahr 1979 geradezu feindselig – dies wegen der heftigen, manchmal fast masslosen Kritik des CIMI an der FUNAI (was so weit ging, dass der General dem Pater Antônio Iasi und andern jeden Besuch bei Indios verbot), so scheinen sich diese Beziehungen unter dem neuen Regime zu bessern, wohl auch deshalb, weil man beidseitig die Spannungen zwischen Militärregierung und katholischer Kirche ganz allgemein zu mildern trachtet. Was die Betreuung der Indios anbetrifft, scheint man bei der FUNAI einzusehen, dass man vorläufig nicht die Mittel hätte, die Indianermisionsstationen durch eigene zu ersetzen...

Wesentlich anders, düsterer, erscheint das Bild der nicht-katholischen Missionen in Amazonien; es soll neben den 21 katholischen 32 nicht-katholische geben, fast alle ausländischer, d.h. nordamerikanischer Herkunft. Die Protestanten kritisieren die FUNAI nicht, sie äussern sich überhaupt nicht, sondern tun seit eh und je still und verborgen, was ihnen beliebt. Mit Geld, Komfort, Transport- und Kommunikationsmitteln jeder Art bestens versehen, haben sie sich im dichtesten Dschungel besonders längs der Nordgrenze Brasiliens Stützpunkte aufgebaut, die oft nicht einmal der FUNAI (mit ihren wenigen und ineffizienten Flugzeugen und Fahrzeugen) erreichbar sind. Als ich 1975 in Roraima ein Flugtaxi zu amerikanischen Missionsstationen mieten wollte, bedeutete man mir, dass ich dort sehr ungern empfangen würde. Der Verdacht, dass z.B. das Summer Institute of Linguistics (Wycliffe-Mission) mehr nach Mineralien forscht als die Bibel übersetzt, erhärtete sich, als sich ergab, dass das SIL Geologen nach Amazonien eingeschleust hat. (Für die Herausgabe des Neuen Testaments in der Kaingang-Sprache – eine immerhin anspruchsvolle Aufgabe – benötigte es 19 Jahre). Die brasilianische Regierung hat dem SIL per Ende 1977 jegliche weitere Missionstätigkeit verboten, eine Massnahme, wie sie offenbar schon in Peru und Venezuela getroffen worden war.

Xingu

Ein fragmentarischer Ueberblick über die heutige Lage der Amazonasindianer, wie es der vorliegende Bericht ist, wäre erst recht unvollständig ohne die Miteinbeziehung des Xingu-Parkes. Ein Blick auf ihn hellt das im ganzen düstere, wenn auch nicht völlig hoffnungslose Bild der Situation der brasilianischen Urbevölkerung auf, obgleich dort, im Herzen Amazoniens, ebenfalls die noch bewahrte Ursprünglichkeit bedroht ist. Aber eben: die sog. Integration geht im Xingupark langsam vor sich, so dass das Stammesgefüge und die Traditionen wenigstens partiell erhalten bleiben können. Der Xingu dürfte, zusammen mit den Xavante und der einen oder andern Volksgruppe längs der Ostküste, die wenigen Fälle der Uebernahme von Zivilisationselementen unter Wahrung indianischer Kultur bezeichnen. Lassen Sie mich erzählen, was im Xingu-Park seit Ende letzten Jahres (1978) vorge-

fallen ist; diese Vorgänge demonstrieren besser als theoretische Erörterungen den gegenwärtigen Zustand.

Zunächst der Hinweis darauf, dass es sich um ein Gebiet von etwa 25 000 km² handelt, das sich 40 km westlich und 40 km östlich des Flusslaufes über circa 300 km in der Nordsüdrichtung erstreckt und 16 Völker mit etwa 2500 Angehörigen beherbergt, teils in tropischem Regenwald, teils in Savannen. Der Park wurde offiziell 1961 errichtet; Cláudio und Orlando Villas Bôas, die ihn bis 1975 verwalteten, hatten das Gebiet schon in den Vierzigerjahren besucht und dabei mit den dort lebenden Stämmen Kontakt genommen. Weitere indianische Gruppen wurden in den Xingupark übersiedelt (um sie vor dem Untergang zu bewahren), so zuletzt 1976 die Kreen-Akarore.

Nachfolger der Villas Bôas (die sich altershalber zurückzogen) wurde Olímpio Serra, ein junger Ethnologe, der dem sogenannten Fortschritt zuneigt; er liess es zu, dass mehr und mehr moderne Konsumgüter, nicht nur nützliche, sondern auch Radios, Plattenspieler etc. in den Park Eingang fanden – obwohl Kontrollmöglichkeiten durchaus bestehen, weil der Park noch heute nur per Flugzeug erreichbar ist. Ja, er begann gar, einzelne Indios zu entlönnen (wogegen Geld bis anhin im Park unbekannt geblieben war) und erlaubte auch dem einen oder andern die Anlegung von Pflanzungen zu ausschliesslich eigenem Nutzen, als quasi-Privateigentum an Bodenparzellen. Als ich 1977 den Nord-Posten Diauarum besuchte und mich darüber wunderte, dass nun dort beinahe jedermann Kleider trug – bei meinen Besuchen zu Beginn der Siebzigerjahre war noch fast jeder Indio, jede India nackt gegangen –, entgegnete man mir, es sei ja richtig, dass die Xinguaner sich integrieren. Ein neuer Geist hatte Einzug gehalten, von der FUNAI gefördert, an Hochschulen gelehrt und von einem Teil der neuen Indianistengeneration kritiklos übernommen.

Immerhin: Olímpio Serra setzte sich zur Wehr, als 1978 im Park eine Tele-Novelle gedreht werden sollte, die Aritana, den jungen Chef der laualapiti, zum Helden erkoren hatte (nicht durch ihn selbst dargestellt, aber u.a. seine Rolle als Meister im rituellen Ringkampf des Huka-Huka wiedergebend). FUNAI-General Ismarth, welcher die Filmerei bewilligt hatte, fühlte seine Autorität verletzt und setzte ihn kurzerhand ab. Der Film wurde gedreht und im Fernsehen gezeigt. (Aritana selbst fand, er entstelle das indianische Dasein und mache es lächerlich).

Zum neuen Leiter des Parks wurde Apoena Meireles ernannt, von dem schon die Rede war. Die Xingu-Indios, obwohl Apoena nicht abgeneigt, beschwerten sich bei der FUNAI darüber, dass man, ohne sie zu fragen, den bisherigen Leiter einfach weggeschickt und ebenso eigenmächtig einen neuen eingesetzt hatte. Aritana suchte zu diesem Zwecke den General in Brasília auf. Man erkennt: es handelt sich bei ihm und andern Xingu-Leuten, wie etwa dem Kamairú-Chief Tacumã, um selbständig denkende und handelnde, ausgereifte Persönlichkeiten, die die Zivilisation kennen lernten, sie aber aus voller Ueberzeugung ablehnen, u.a. mit der ebenso einfachen wie durchschlagenden Begründung, dass man in den grossen Städten den Himmel nicht sehe! Sie haben mit der Verteidigung der überlieferten Sitten bei ihren Stammesgenossen, namentlich den noch jüngeren, oftmals einen schweren Stand, so Aritana,

der Ringkämpfer, wenn er das Ueberhandnehmen des Fussballspiels bekämpft. Olímpio Serra, von der brasilianischen Fussballseuche angesteckt, förderte diesen Sport im Xingupark. – Orlando Villas Bôas hat seine dortige Tätigkeit in anderer, bedeutsamerer Hinsicht kritisiert, nämlich inbezug auf die Vernachlässigung der Krankenstation. Bei Apoena Meireles scheint der Park in sorgfältigeren Händen zu liegen. (Jetzt ist wieder ein Wechsel in der Leitung vorgesehen.)

Offenbaren solche und andere bedauerliche Umstände einen gewissen Niedergang oder doch die Gefährdung indianischen Daseins sogar im bevorzugten Xingu-Reservat, so sind doch auch Konsolidierungseffekte dieser grossangelegten Lebensgemeinschaft amazonischer Urvölker festzustellen. Das gilt inbezug auf die *Trumai*, einen Stamm, dessen Idiom zu keiner der bisher bekannten Sprachfamilien gehört und welcher ohne die Umsiedlung in den Xingupark voraussichtlich ausgestorben wäre, infolge kriegerischer Auseinandersetzungen mit den *Suiá* und von Epidemien – die Zahl seiner Angehörigen war auf 35 gesunken. Letztes Jahr hat nun Ararapã, der 19 jährige Nachfolger des bisherigen Stammesführers Lituari, die über das ganze Xingugebiet zerstreuten Verwandten seiner Sippe zusammengerufen und mit ihnen eine neue, eigene Siedlung gegründet, fern vom Posten Leonardo Villas Bôas und den durch ihn eindringenden Zivilisations-einflüssen.

Ararapã, obwohl in seinem habitus ein moderner junger Mann, ist vom alten Lituari in jahrelangem Unterricht über alle Einzelheiten der *Trumai*-Kultur belehrt worden – Sprache, Gesänge, Tänze und vor allem das Javari-Fest, womit die Neusiedlung eingeweiht worden ist. Die *Trumai* sollen sich vorgenommen haben, viele Kinder zu zeugen und zu gebären, um ihre Gemeinschaft auch zahlenmässig zu festigen.

Ein weiterer Gutpunkt sei für den Xingupark und auch für die FUNAI gebucht: Diese hat jetzt jeden Besuch des Parks durch andere Personen als Indianisten und Ethnologen verboten, womit sie ihre schon bisher geübte Politik, den Indianer-Tourismus zu unterbinden, bestätigte und verstärkte. Die brasilianische Praxis unterscheidet sich insofern vorteilhaft von der in den angrenzenden Ländern Peru und Kolumbien befolgten, wo insofern nach dem Bericht von Annemarie Seiler-Baldinger («Indianer heute», *Ethnologica Helvetica* I Bern 1979 S. 51f., insbesondere S. 75f.) übelste Zustände, namentlich bei den Yagua-Siedlungen herrschen sollen. Filmequipen werden allerdings nach wie vor in den Xingupark hineingelassen, nicht nur nationale, wie das vorerwähnte Fernseehteam, sondern auch ausländische; so hat ein Franzose zusammen mit einem Brasilianer einen Film über Raoni, den Häuptling der *Txukarramãe* gedreht. Dieser Film, angeblich von Marlon Brando unterstützt, soll in Paris grossen Publikumserfolg erzielen. Man kann sich fragen, ob der Nutzen, die moderne Welt für das Indianerproblem zu interessieren, d.h. für den Indianerschutz zu werben, den Schaden aufwiegt, welcher für die Urbevölkerung durch die Belästigung mit Kameras und Kameralenten erwächst.

Noch ein Ereignis sei hier rapportiert, das ebenfalls Bezug auf den Xingu hat: Orlando Villas Bôas

hat Ende 1977 in der genannten *Revista* erstmals das Geheimnis um den 50 Jahre früher, 1927, in jenem Gebiet verschollenen britischen Obersten Percy Fawcett gelüftet. Fawcett, der sich neben seinem Dienst in Indien und Tibet mit okkulten Dingen befasst hatte, glaubte an die Legende einer im brasilianischen Urwald untergegangenen Stadt, die unterirdisch noch bestünde oder doch oberirdisch als Ruine zu finden sein müsste! Zusammen mit seinem Sohn und einem Begleiter rüstete er nach längeren Vorbereitungen eine Expedition aus, die 1927 zu den Quellflüssen des Xingu in Richtung Serra do Roncador aufbrach, aber nie mehr zurückkehrte. Briefe an seine Familie in England waren Fawcetts letzte Nachrichten.

Als weitere Lebenszeichen ausblieben und die internationale Öffentlichkeit mehr und mehr an dem fast mystischen Verschwinden Anteil nahm, machten sich in den darauffolgenden Jahre und Jahrzehnten nicht weniger als vier Expeditionen auf die Suche nach ihm. Die beiden ersten kehrten unverrichteter Dinge zurück, die dritte, eine schweizerisch-italienische Gruppe (?), und die vierte, ein Einzelgänger, verschwanden ebenfalls in der sog. grünen Hölle. Orlando Villas Bôas soll es dank seiner Freundschaft zu den dortigen Stämmen gelungen sein, das Schicksal der Fawcett- und der Suchexpeditionen aufzuklären. Er meint sogar, sterbliche Ueberreste des Forschers gefunden zu haben und hat jetzt darüber näheres bekanntgegeben.

Erleben die Amazonasindianer das Jahr 2000 ?

Um eine Prognose über die indianische Zukunft zu stellen, müssten natürlich noch weitere Aspekte des Indianerproblems ins Auge gefasst werden, so ihre medizinische Betreuung (der Schutz vor Ansteckung und Epidemien), die Unterbindung des Tourismus u.a.m. Ohne darauf einzutreten, kann zusammenfassend etwa gesagt werden, dass die Urbevölkerung trotz dem Zielkonflikt Exploration Amazoniens/Indianerschutz eine gewisse Ueberlebenschance hat. Das Bewusstsein von ihrer geradezu dramatischen Gefährdung ist – weniger bei uns in der Schweiz, als in den angelsächsischen Ländern, in Frankreich und neuerdings in Brasilien selber, geweckt worden; geeignete Massnahmen wie die Anlegung und Markierung von Reservaten und die Einrichtung landwirtschaftlicher Betriebe für «fortgeschrittene» Gemeinschaften sind oder werden von den Behörden getroffen.

Die Zahl der noch wild lebenden Stämme allerdings wird weiterhin in erschreckendem Masse abnehmen. Waren es ums Jahr 1500, zur Zeit der Entdeckung Amerikas und Brasiliens, viele oder doch etliche Millionen, die das heutige Gebiet Amazoniens oder Brasiliens bevölkerten, so schätzt man die Zahl der Indios für das Jahr 1900 auf eine Million und für heute auf 100 000. Im Jahr 2000 werden es vielleicht noch 10 000 sein (wobei ich die Zahl der dann im Stammesverband Lebenden meine) – dies unter der Voraussetzung, dass die Zerstörung des amazonischen Urwaldes nicht katastrophale Formen annimmt. Denn auf dieses sie schützende habitat sind ja die *silvícolas* angewiesen.

RÉSUMÉ

En guise d'introduction, l'auteur précise que l'essentiel de son mémoire repose sur des informations de la presse brésilienne qui, de fait, n'a cessé d'être ouverte et critique envers tout ce qui concerne les Indiens d'Amazonie. Il passe ensuite en revue les dernières populations indigènes encore isolées, celles qui, pour une raison ou une autre, ont jusqu'à présent échappé à la politique de «pacification» aveugle des autorités responsables. Parmi ces populations, les *Yanomami* de l'extrême nord du Brésil méritent tout particulièrement notre attention: au nombre de 6 à 8000 individus, ils représentent la concentration indienne tribale maintenant la plus forte de ce pays. La survie de ces chasseurs et planteurs très pacifiques étant cependant menacée par la construction d'une nouvelle route transamazonienne, la Périmétrale Nord, un projet visant à leur garantir un territoire de 60 000 km² vient d'être présenté au gouvernement brésilien par un groupe international d'ethnologues qualifiés. Puis, l'auteur examine longuement le projet de loi d'émancipation des Indiens qui, pendant toute l'année 1978, fut à la une des journaux locaux mais qui, sous une pression nationale et internationale sans précédent, fut ensuite ajourné. A en juger par les déclarations de l'instigateur du projet, l'ex-ministre de l'Intérieur Rangel Reis lui-même, cette émancipation n'eut été qu'une manière légale de se débarrasser rapidement des Indiens, une sorte de «solution finale» du problème indigène. Le nombre de ces Indiens étant tombé de 1 000 000 à 100 000 en l'espace d'un demi-siècle seulement, on a tôt fait de s'imaginer les conséquences désastreuses d'une telle politique... Pour ce qui est de la FUNAI, la Fondation nationale de l'Indien, le professeur Moser est de l'avis de tous ceux qui considèrent son impuissance comme le résultat de sa subordination au Ministère de l'Intérieur qui

défend bien davantage les intérêts d'une société dominante que ceux d'une minorité pourtant peu exigeante. A l'exemple des *Xavante*, population indigène parmi les plus conscientes et les plus résistantes du Brésil, l'auteur met en évidence la plus grande défaillance de la FUNAI, celle relative à la démarcation et à la protection des territoires indigènes: au terme d'un programme quinquennal figurant au Statut de l'Indien, moins d'un tiers de la démarcation avait cependant été achevé à fin 1978! Passant ensuite aux très nombreuses missions religieuses installées en Amazonie brésilienne, le professeur Moser attire notre attention sur le rôle vraiment néfaste des missions protestantes d'origine nord-américaine dont la plus inutile de toutes, celle des traducteurs de la Bible, a finalement été suspendue par les autorités responsables. Quant aux missions catholiques et notamment leur organe connu sous le nom de CIMI ou Conseil indigéniste missionnaire, leur lutte en faveur des populations indigènes ne fait plus de doute puisqu'elles se sont déclarées solidaires de «ceux qui, depuis plus de quatre siècles, n'ont cessé de subir toutes sortes d'humiliations, de persécutions et d'exterminations». Pour compléter ce tableau toujours inquiétant mais non désespéré de la situation présente des Indiens d'Amazonie, l'auteur fait le point de celle du fameux Parc du Xingu, qui fut entre autres le lieu de tournage d'un feuilleton télévisé et approuvé aussi bien par l'ex-président de la FUNAI, le général Ismarth de Araújo Oliveira, que par ses illustres fondateurs et ex-directeurs, les frères Villas Bôas. Pour conclure un mémoire qui s'ajoute à celui de Dória et Ricardo sur les perspectives de survie des populations indigènes du Brésil (voir *Bulletin de la Société suisse des Américanistes* n° 36, 1972), le professeur Moser nous rassure sur le fait que ces populations ne sont pas près de disparaître, mais ajoute que les 100 000 individus qui maintenant jouissent encore d'une relative indépendance tribale risquent bien de ne plus être que 10 000 à la fin de ce siècle...

Rudolf MOSER, Dr. iur., geb. 1914 in Neuhausen/SH, studierte in Zürich und Paris Rechtswissenschaft und ist Professor für internationales Privatrecht an der Hochschule St. Gallen sowie an der Faculdade de Ciências Jurídicas von Rio de Janeiro/Brasilien. Seit 1963 auch brasilianischer Staatsangehöriger, lebt er je halbjährlich in der Schweiz und in Brasilien. Seiner Neigung zur Ethnologie folgend, besuchte er auf selbstorganisierten und - finanzierten Reisen mit Bewilligung der Gebrüder Villas Bôas und später der Indianerschutzbehörde FUNAI seit über zehn Jahren den Xingupark wie auch indianische Gemeinschaften im westlichen Mato Grosso und in Roraima. Ueber seine Expeditionen berichtete Rudolf Moser jeweilen in der Neuen Zürcher Zeitung und durch andere Publikationen. Seit 1966 ist er Mitglied der Direktion des Lateinamerikanischen Instituts an der Hochschule St. Gallen.